# Rhein und Düssel

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den „Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nro. 40 — Sonntag den 7. Oktober — 1906


## Maria Hendrina von Goch.

(6. Fortsetzung.)

Novelle von Louise Schulze-Brück.

(Nachdruck verboten.)

Ein neues Krachen und Donnern, ein neues Schieben und Stoßen. Nun war der Eiswall höher geworden, — nun war es vorbei. Beert sah es wohl — es war zu spät. Und keine Hilfe, — keine.

Die Hildegard, der Amerikaner mußten doch nun in der Stadt sein, mußten ihnen wenigstens Hilfe schicken! O, der Schuft! Der feige Hund! Seine Fäuste ballten sich, er keuchte. Bis Hilfe kam, waren sie längst erdrückt, zerschmettert von den Riesenblöcken.

Das Krachen und Tosen wurde noch stärker. Beert sah die Eismassen in dem engen Strombett wirbeln im wildesten Durcheinander. Und immer mehr stauten sich an dem Vorsprung, kamen hoch und rannten wie gewaltige Prellböcke gegen die schon aufgestaute Masse. Es konnte nur noch Augenblicke dauern, — nur noch Bruchteile einer Minute.

Er stand jetzt gegen die Mauer gelehnt. Er hielt Hendrina, er drückte ihren Kopf fest gegen seine Brust. Sie sollte den Tod nicht sehen, nicht seine Schrecken. Sie war wohl halb bewußtlos, wußte nichts mehr davon, daß der andere fort war? Daß er feige geflüchtet war, sie in der Todesnot allein lassend!

Ein neues gewaltiges Krachen ließ ihn zusammenfahren. Gegen die Ufermauer donnerte jetzt das Eis, so hoch kam es, daß es fast gleich war mit der Straße. Es fand in dem engen Flußbett keinen Raum mehr, es mochte sich wohl auch schon stauen, am Rheineis Widerstand gefunden haben.

Nun war alles vorbei — alles.

Ob denn nirgend woher Hilfe kam, nirgends her? Ach, es waren ja wohl kaum einige Minuten, daß sie da oben standen. So schnell konnte niemand kommen.

Ein geller Schrei klang jetzt durch das Krachen und Knattern, schwach, aber deutlich. Erde fiel auf Beerts Kopf. Und dann war eine Männerstimme dicht über ihnen: „Holla! — Ho — — Holla!“

Da war die Hilfe. Oben am Mauerrand erschien Hildegards Kopf, leichenblaß mit wildzerzaustem Haar.

„Beert! Beert!“

Und ein Mann lugte über die Mauer und schrie und winkte: „Halt fest — — halt nor noch fest!“

Und dann dauerte es nur noch sekundenlang, daß ein festes Seil über die Mauer fiel und eine Leiter heruntergelassen wurde. Es kletterte einer herunter und zu zweit schoben sie und zogen die Hendrina hinauf, um dann selber nachzuklettern. Als sie oben am Mauerrand saßen, zeigte der Mann hinunter:

„Des wor awwer emol hegschte Eisebahn. Do guckt, alleweil geht die ganze Proschtemahlzeit!“

Beert sah zurück. Unten strömte jetzt das gelbe Wasser tosend gegen den Eiswall. Und von oben kamen Schollen über den Weg, immer mehr. Und jetzt, jetzt kam ein riesiger Eisblock, gehoben von der rasenden Strömung. Er stieß gegen die Mauer und gegen den Block, er schob sich hinauf, daß der ganze Eiswall erbebte, und mit einem gewaltigen Ruck keilte er sich ein, genau auf der Stelle wo Beert und Hendrina gestanden hatten.

Beert sah stumm hinab. Der Helfer aber schlug ihm derb auf die Schulter. „Des is noch emol gut gange, awwer hawwe ich's net gesagt, es war die hegschte Eisebahn. Wenn Sie alleweil noch do unne gestanne hätte, do wär's zu spät gewese!“ — Er sah mißbilligend auf Hendrina, um die Hildegard sich bemühte:

„Weibsleut! Die kenne sich aach net e bissche zusammereiße, wann's gilt. Un nu komme Se emol do nunner. Aha“, er lachte gutmütig, „alleweil wolle die Bein nit mehr! Jo, das kenn ich aach. A halbe Stunn bin ich emol im Rhein erumgeschwomme for mei Lewe, — ich jätt aach noch ä halbe Stunn schwimme könne, awwer wie se mich naus geholt hawwe, do hawwe ich's Zittern kriegt un bin's acht Dag net loswordе. Jwrigens, dem Amerikaner, dem is es schlechter gange wie Ihne. Grad hawwe mr'n in ä Haus dranspordiert, wie die Hildegard Hilf gekrische hot. Den hot grad noch ä geheerige Eisscholl gekriegt un glatt an die Mauer geschmisse. Ich glaab, der hot düchtig was mitkriegt.“

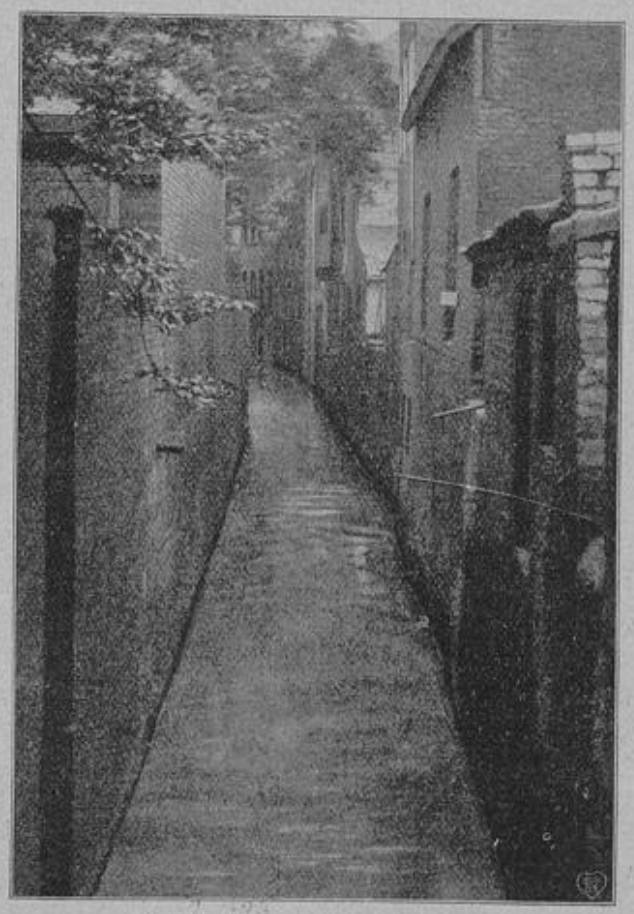
Beert sah erschrocken auf Hendrina. Sie schien aber nichts gehört zu haben. Apathisch saß sie auf einem Brett, das auf dem schlammigen Boden lag. Ein halb Dutzend Menschen standen neugierig, ratlos um sie herum.

„Hol doch einer emal ä Schluck Wein!“ rief Hildegard ärgerlich. „Sie ist ja so kalt, als wär se selwer ä Stück Eis. Komm Hendrina, steh uff, mer wolle mache, daß mer aus der Näß erauskomme.“

Sie versuchte Hendrina aufzurichten. Aber es ging nicht. Schwer und unbehilflich sank sie zur Seite. Jemand kam mit Wein, sie nahm nichts. Sie schien noch wie geistesabwesend hinauszuhorchen auf das Toben des Eisgangs, bei jedem stärkeren Krachen schrak sie heftig zusammen.

Mit schwerer Mühe brachten sie sie hinauf in einen Wagen, den jemand geholt hatte und dann nach dem Weingärtnerschen Hause.

Da lag sie nun in Hildegards Bett, blaß, immer nur mit entsetzten Augen vor sich hinsehend. Der alte van Endert kam ganz grimmig und ärgerlich. Was das nun für Geschichten waren. Die Hildegard und der Georg Werner, die hätten auch was Besseres tun können, als gerade an der Nahe herum zu vigilieren, ausgerechnet, als das Eis aufging. Die kannten doch die Gefahr. Und das wär nun eine Bescherung, daß sein



**Aus Alt-Düsseldorf.** (Siehe Seite 8.)

Schwiegersohn sich auch noch was geholt hätte. Schlimm wär's ja nicht, er hab es schon gehört, — nur den Arm hab er sich angestoßen.

Sein Schwiegersohn? — — Beert sah den Alten erschrocken an. Aber der grinste höhnisch. Freilich, sein Schwiegersohn. Ob er wohl denn warten solle, bis es Beert gefällig war, ernst zu machen. Nä, so dumm war er nicht. Gerad' heute nachmittag, just vor einer Stunde, habe er alles mit dem Georg Werner fertig gemacht! Der besann sich nicht lange, wenn man die Sache nur richtig anpackte. Der knickerte und knauserte nicht, der — — —

Der alte van Endert brach ab und lachte listig. Hä, er war doch der Klügste gewesen. Nun blieb das Anteil Hendrinas fest und unkündbar auf der „Maria Hendrina von Goch" stehen und der Werner, der verliebte Narr, gab auch noch so viel, daß er den Beert auskaufen konnte, wenn der muckte. Die „Maria Hendrina von Goch" gehörte ihm, ihm ganz allein, wenn er wollte.

Er rieb sich die Hände. Wenn die Hendrina ausgeschlafen und sich erholt hatte, dann konnte Verlobung gefeiert werden. Lange hielt doch das Rheineis nicht mehr, sie schleppten dann nach Mannheim und es war gut, wenn bis dahin alles in Ordnung war.

Ganz versteinert sah Beert den Alten an. Freilich, der wußte ja gar nicht, was geschehen war. Und wenn er's ihm erzählte, was dann? Was focht das den Alten an. Und ob Hendrina überhaupt wußte, was vorgegangen war? Sie war ja kaum bei Bewußtsein gewesen während der Gefahr.

Und nun fing der Alte an zu knurren. Er hatte sich von den Rettern den Hergang erzählen lassen. Na ja freilich, der Beert mit seiner Schwerfälligkeit und die Hendrina mit ihrer Frauleutsdummheit, die waren natürlich hinten geblieben, die mußten erst geholt werden wie die verlaufenen Kälber, die dann auch auf einem Platz dumm stehen und mäh machen. Die Hildegard und der Georg Werner, die waren ja noch glücklich aufs Trockne gekommen, warum denn Beert und Hendrina nicht? Nun konnte er auch noch sehen, wie er sich erkenntlich zeigte, er mußte den Wagen bezahlen und einen Freitrunk und was sonst noch alles.

In Beert van Endert kochte es. Wie der Alte dastand, die Hände in den Hosentaschen vergraben, das Fuchsgesicht voll Ärger und Zorn, da wußte er, dem war es egal, daß der Georg Werner seine Tochter so feig im Stich gelassen hatte. Der sah nur auf das eine — auf seinen Vorteil. Der lachte ihn nur aus, wenn er ihm klar machen wollte, was der Amerikaner für ein Lump war. Und wenn er's Hendrina sagte? Sollte er ihr das Herz brechen, das dem forschen Nixnutz gehörte? Jeder andere hätte ihr das sagen können, ja, sagen müssen, aber er konnte nicht, durfte nicht.

Vielleicht hatte sie es ja gemerkt. Hatte sie nicht in ihrer Todesnot geschrien: „Geh auch!" Und wenn sie es wußte, dann konnte sie den Menschen ja nicht mehr lieb haben.

Der Doktor kam jetzt. Der kleine, dicke alte Herr war sehr gemütsruhig. Prüfend sah er durch seine runden Brillengläser auf Hendrina:

„Die natürliche Reaktion nach der starken Erregung." Er verschrieb ein niederschlagendes Mittel, ein Schlafpulver. Und im übrigen solle man sie ruhig liegen lassen, der Schlaf und damit die Ausgleichung würde bald kommen. Nur Ruhe, Ruhe.

Hildegard schickte sie dann alle hinaus. Der alte van Endert ging eilig davon. Zu seinem „Schwiegersohn", wie Beert bitter dachte. Um sich zu überzeugen, daß die Verlobung nicht aufgeschoben werden mußte.

Er ging in der Dunkelheit langsam hinaus nach der „Maria Hendrina." Auf halbem Wege kam ihm jemand stolpernd entgegen. Es war der Mathes. Er hatte es schon gehört, auf den Schiffen hatten sie sichs schon erzählt. Und er packte Beert ängstlich am Arm: „Uns Kind, is unsem Kind auch nix passiert."

Beert beruhigte ihn. Da atmete er tief auf.

„Und wo is dann dä gottverfluchten Erumstreicher gewesen?"

Beert sah ihn erstaunt an. Was wußte der denn?

„Nu ja, ich kann mir datt doch zusammenklawieren, dätt dän in der Näh gewes is. Dän is ja Dag un Nacht hinner unsem Kind her. War dän nich derbei?"

Beert gab kurz Antwort. Aber der Alte ließ nicht locker. Und Beert in seinem Zorn und seiner Not ließ sich von ihm ausfragen.

„Ich schlagen em die Knochen kaputt, — ich machen em eso klein wie Salz," murmelte ingrimmig der alte Knecht.

Beert erschrak.

„Nein, Mathes! Das dürft Ihr nicht!" Er hatte Mühe, dem Alten klar zu machen, daß er schweigen müsse. Schließlich schien es dem einzuleuchten:

„Na ja — na ja! Ich lassen em in Ruh! Awwer ä soll mer nur noch emal hier erumstreichen."

Es litt Beert nicht auf der „Maria Hendrina." Er mußte zurück nach Bingen, hören, wie es Hendrina ging.

Hildegard kam ihm schon im Flur entgegen.

„Sie schläft," flüsterte sie. „Ganz ruhig. Nu werd es ja wohl morge wieder gut sein."

Beert van Endert ging. Aber er mochte noch nicht auf das Schiff zurück. Die Enge dort, die Stille, die Einsamkeit, alles hatte ihn bedrückt, er fürchtete sich davor. Unruhig ging er am Ufer auf und ab, möglichst entfernt von den noch immer neugierig umherwimmelnden Menschen. Er kam hinunter bis an die Nahe, stand auf der Eisenbahnbrücke und sah mit einer Art Grauen hinauf nach der Stelle, wo sie vor ein paar Stunden in so grausiger Todesgefahr gewesen waren. Das Naheeis hatte sich nicht durcharbeiten können. Es hatte sich teils auf das Rheineis getürmt, teils im engen Flußbett aneinandergekeilt oder auf die Uferstraße geschoben. Dort lagen die wohl meterdicken schweren Blöcke übereinander wie Bauklötzchen, mit denen ein Kind gespielt hatte. Ihm schauderte. Da hätten sie nun auch liegen können, verstümmelt, zermalmt. Und was sollte nun werden? Er wußte es nicht, er sah keinen Ausweg. Er ging auf der Brücke auf und ab, er zermarterte sich seinen Kopf.

Das Knistern und Knattern des Eises wurde ihm unerträglich. Er schlug wieder den Weg nach der Stadt ein, aber er mochte nicht am Rheinufer bleiben. So fand er sich in der stillen Mainzer Straße mit einem treibenden Gedanken, der ihm doch nicht klar zum Bewußtsein kam. Denn als er vor einem Hause stillstand, vor den erhellten Fenstern, da ertappte er sich darauf, daß er ingrimmig zu diesen Fenstern hinaufstarrte. Da wohnte der Georg Werner, und der Schatten, der sich deutlich auf dem herabgelassenen Rouleau abzeichnete, war der seines Ohms van Endert. Einen Augenblick lang kam ihm der Gedanke, hinaufzugehen, den Georg Werner zur Rede zu stellen, ihm seine Feigheit ins Gesicht zu schleudern in Gegenwart des Alten. Aber dann gab er's wieder auf. Das führte ja zu nichts, das gab ja Unglück. Der Schatten verschwand, nun wurden auch die Fenster dunkel.

Beert van Endert drückte sich in den tiefen Schatten eines Torweges. Und jetzt öffnete sich drüben die Türe — zwei Gestalten kamen heraus, der Ohm und — Georg Werner. Also war ihm doch nichts geschehen, er war ganz heil geblieben. Und nun hörte er seine Stimme, die freilich ein wenig unsicher war:

„Einer mußte hinüber und Hilfe holen, sonst gingen wir alle drei zugrunde."

Der alte van Endert stimmte eifrig bei: „Ja, ja! En Entschluß muß mer da schnell fassen, datt lange Überlegen daucht da nix. Ett hätt auch anners kommen können. Die paar Schrammen sind schnell wieder heil."

Sie waren vorüber. Aber Beert van Endert behielt sie im Auge. Er wollte sehen, wohin sie gingen. — Also so legte der Georg Werner jetzt seine Feigheit aus. Und der Alte glaubte ihm natürlich. Und Hendrina?

Vor einer Weinstube machten die beiden halt. Der alte van Endert zögerte einen Augenblick, aber dann ging er doch mit hinein. Jetzt feierten sie die glückliche Errettung, und der Georg Werner, der bestrickte den Alten ganz und gar. Der nahm ihn bei seiner Habsucht, bei seinen Plänen mit dem Schiff. Ach, mochte doch der Alte seinen — Beerts — Anteil ruhig nehmen, er würde ihn nicht hindern. Er würde ja ohnehin nicht bei ihm bleiben, wenn die Hendrina wirklich den Georg Werner heiratete.

Beert van Endert stöhnte laut auf. Vor seinen Augen waren plötzlich blaue und rote Funken, er fühlte, wie der Boden unter ihm schwankte. Herrgott, was war das nur. Ganz schwach wurde ihm ja. Freilich, er hatte noch nichts genossen seit heut mittag, und er fühlte plötzlich, wie seine Kehle ganz verlechzt war. Er mußte einen Schluck trinken, etwas essen. Und er wollte auch unter Menschen sein, wollte seine Gedanken los werden. So ging er ein Stück weiter, die Gasse hinunter, wo eine kleine Wirtschaft war, in der man einen guten Schoppen bekam.

Als er hereintrat, wurde er mit Hallo empfangen. Ausführlich sollte er erzählen, wie alles zugegangen war. Aber was war da zu erzählen. Das Eis war gekommen, so schnell, daß es sie einschloß, — dann hatte man sie von der Mauer aus in Sicherheit gebracht.

„Awwer der Amerikaner is doch noch üwwers Eis komme", rief jemand. „Der hot doch noch ä Plätzche funne, wo ä hot durchschluppe könne."

Beert antwortete unbestimmt. Sie fragten auch nicht weiter. Sie sprachen über die Gefahren des Eisgangs, jeder wußte eine Geschichte zu erzählen.

Beert saß still dabei. Er versuchte zu essen, aber jeder Bissen quoll ihm im Munde. Er schmeckte auch nicht den Wein, den er herunterstürzte, — er trank, weil seine Kehle brannte wie Feuer. Und wie Feuer brannte es auch in seinem Herzen, und die dumpfen schweren Gedanken in seinem Kopfe bohrten und nagten und peinigten ihn. Dann plötzlich hatte er einen Gedanken. Tante Sette mußte kommen. Beert wußte, welch ein goldenes Herz unter ihrem schnurrigen Wesen verborgen war. Er wollte ihr schreiben, gleich heute abend oder besser noch, er wollte morgen früh selbst nach Mainz fahren und sie holen.

Er saß lange so. Andere Gäste kamen und gingen, er wurde gefragt und erzählte mechanisch, was man von ihm wissen wollte. Es war wohl Zeit heimzugehen aufs Schiff. Aber ihm schauderte davor. Er wollte seinen Ohm nicht sehen und sprechen, nichts von ihm hören. Wenn der alte van Endert was getrunken hatte, dann wurde er geschwätzig und fand kein Ende.

Es war schon spät, nur noch ein paar Schiffer saßen in einer Ecke. Beert mußte wohl gehen. Er zahlte seine Zeche und stand auf. Da wurde die Tür aufgerissen, und Beert erschrak. Das war sein Ohm

und Georg Werner. Sie kamen Arm in Arm herein, der Alte mit rotem Gesicht, etwas schwankend, der Amerikaner blaß mit sehr glänzenden Augen. Sie lachten laut und saßen schwer an einem der sauber gescheuerten Tasche nieder.

Beert hatte sich wieder gesetzt. Sollte er versuchen, unbemerkt hinauszukommen? Aber das würde schwerlich gehen. Da machte auch schon die Wirtin den alten van Endert auf ihn aufmerksam, und der schaute sich nach ihm um.

„Na Beert!"

Er rief es mit schwerer Zunge. Georg Werner sah sich nach ihm um und es schien Beert, als ob er noch blässer werde. Widerstrebend ging Beert näher. Der Alte war aufgeregt lustig.

„Haste auch en Schoppen getrunken. Datt is auch en Dag dazu. Nu setz dich ens bei uns, mer gehen noch nich heim."

„Ich geh heim, Ohm."

„Och watt! Heut mußt Du mitfeiern. Da setz Dich her."

Beert zögerte.

Der Alte lachte verschmitzt.

„Datt paßt Dir wohl nich recht, Dich neben den da ze setzen! Aber datt geht nu nich anders. Datt wirste och künftig nich anners können. Der gehört jetzt in die Vetterschaft — — —"

Er hob unsicher sein Glas auf und tat einen langen Zug.

„Ett is doch en wahren Staat, den Binger Wein! Ich bin sons en nüchternen Mann, aber eso en Dag, den muß mer begießen. Wann einem sein Dochter aus'm Eis gezogen wird, und wann mer en Schwiegersohn kriegt."

Beert fühlte, wie ihm etwas die Kehle zuschnürte. Er sah Georg Werner an. Der saß da, hob hastig sein Schoppenglas und trank gierig.

Der alte van Endert sah von einem zum anderen und lachte sein listiges Lachen: „Hä, ihr müßt gut Freundschaft halten, ihr zwei. — Mach kein eso dumm Gesicht, Beert, die Hendrina, die kriegste nu nich, aber darum laß dir kei grau Haar wachsen! Dafür gibt ett en anner! Frauenslent sind nich rar, so en staatsen Jung wie Du kann an jeden Finger eine kriegen."

Beert stand auf und wendete sich nach der Tür. Aber der Alte hielt ihn fest:

„Nä, nä! Eso haben mer nich gewett! Eso kommst Du nich dervon. Ich will keinen Unfrieden in der Familie wegen Frauleutskram. Ich will, datt Ihr zwei gut Freund werd!"

Er bekam einen roten Kopf, seine Zunge wurde schwer, seine Augen gläsern, — er lallte nur noch:

„Ge—b—t — — Euch — — en — — Händ—chen! — Fix, ich will — — dat haben. Du muß — Dich kuschen — Beert — watt kannst De machen."

Er schlug schwer auf den Tisch und lachte. Aber Beert hatte sich leicht losgemacht. Er stand in seiner ganzen Größe vor dem Amerikaner. In seinen Fäusten zuckte es, mit einem einzigen Schlag hätte er den andern zu Boden schmettern können. Aber er wollte nicht. Er steckte die rechte Hand in die Tasche.

„Ich mach mir die Hand nicht schmutzig an einem, der seine Braut im Stich läßt und sich selber salviert," sagte er gedämpft.

Georg Werner wurde kreideweiß, aber er blieb sitzen, wie gebannt unter dem Wesen Beerts.

„Gebt euch — — en Händchen," lallte der alte van Endert.

Jetzt schien Georg Werner zu begreifen. Mit einem unartikulierten Laut wollte er aufspringen, aber er kam nicht dazu.

Bum!

Ein rollendes Knattern hallte nach.

Bum! —

Bum — bum — bum!

Das waren die Böller vom „alten Gundlach", die da knallten.

Und wiederum — bum — bum — bum!

„Komm — komm — komm", schienen sie zu dröhnen. Und sie kamen alle. In tollem Durcheinander stürzten die Gäste der kleinen Wirtschaft auf die Straße, wo schon andere liefen, hastig, daß sie nur ja zur rechten Zeit kämen.

(Schluß folgt.)

Originalsilhouette von Karl Fröhlich.

# Alte Liebe rostet nicht.

Humoreske von Bernhard Ohrenberg.

(Nachdruck verboten.)

Sabine Horst sitzt auf ihrem Lieblingsplatz im Erker und läßt die Nadel emsig durch feingewebtes Linnen gleiten.

Soeben hat der Diener gemeldet, daß Fräulein Braun um die Ehre bittet — — —

„Lassen Sie eintreten," befiehlt Sabine unmutig.

Die alte Dame überschüttet ihre Nichte mit süßen Kosenamen und fragt dann lauernd: „Hat Dir Dein Bruder schon mitgeteilt, daß er sich mit Frau von Rabenstein vermählen will? — Noch nicht? — Ei, wie seltsam! — Na, ich kann es dem Leopold nicht verdenken, daß er sich wieder einen traulichen Platz am Kamin schaffen will, der Ärmste ist ja schon über drei Jahre Witwer."

Sabine bekämpft nur mühsam ihre Erregung und entgegnet mit bebender Stimme: „Du bist also überzeugt, daß ich meinem Bruder kein behagliches Heim schaffe?"

„Welche Mißdeutung, liebste Nichte! — Ich meine nur, daß auch die liebevollste Schwester nie die Gattin ersetzen kann. — Doch was muß ich sehen, Sabinchen, aus der Fülle Deines braunen Haars schimmern bereits die ersten Silberfäden," spricht Tante Braun mit gut geheucheltem Erstaunen; dann blickt sie auf die Uhr und ruft: „Ei, schon so spät! — meine Pflicht ruft mich nämlich in eine Sitzung des Frauenvereins, — leb wohl, mein Liebling, und grüße den Leopold!"

Als Sabine allein ist, eilt sie vor den Spiegel und seufzt; — die scharfen Augen der boshaften Tante Braun haben sich nicht getäuscht. In leisem Selbstgespräch flüstert Sabine: „Ob der liebenswürdige Romberg seine Werbung wiederholen wird? — Ich fürchte nein! — das Sprüchwort „Alte Liebe rostet nicht" hat heute keine Geltung mehr, und das Glück kehrt nie dahin zurück, wo es aus Übermut vertrieben wurde. — Aber um so notwendiger ist es, daß ich in diesem Hause die Herrin bleibe."

Der Notar Dr. Leopold Horst wird bei seiner Heimkehr mit den neckenden Worten begrüßt: „Ich gratuliere zu Deiner Verlobung."

„Glaube doch dieses Geschwätz nicht," sagt der Notar kühl.

„Aber Leopold, Du schmachtest ja unrettbar in den Fesseln der koketten Witwe."

„Du irrst, Sabine; aber sage mir endlich den Grund, warum ich keine zweite Ehe schließen soll?"

„Weil ich Dich viel zu lieb habe. — Entbehrst Du etwas unter meiner Pflege? Täglich verbrenne ich mir die Wangen am Herdfeuer, um darüber zu wachen, daß die Köchin Deine Lieblingsspeisen nicht verdirbt. — Aber warte nur, Poldchen, wenn erst die eitle Frau von Rabenstein an meiner Stelle gebieten wird, entflieht die trauliche Behaglichkeit, und Du wirst Dich oft nach mir, dem treuen Hausmütterchen, sehnen."

Notar Horst hatte gar nicht die Absicht, sich nochmals zu vermählen, findet aber die täglichen Neckereien mit der Schwester, die eifersüchtig über ihre Hausfrauenwürde wacht, sehr belustigend und spricht deshalb mit scheinbarem Ernst: „Es ist mir lieb, daß Du Dich mit dem Gedanken schon befreundet hast, künftig Dein Reich mit meiner zweiten Gattin zu teilen!"

„Nie werde ich das tun!" spricht Sabine erregt, — „solltest Du Dich wirklich nicht um Frau von Rabenstein bewerben, dann verrate mir wenigstens, welche Dame vor Deinen Augen Gnade gefunden hat."

Arglistig lächelnd berichtet der Notar: „Ich bin im Administrationszimmer der Abendzeitung einer schönen Frau begegnet, deren Anmut mich bezaubert. Ihre Gestalt, und die stolze Art, das Haupt zu tragen, erinnerten mich an Dich."

„Sehr galant, Du Schelm!"

„Der Geschäftsführer verriet mir, daß die reizende Dame ein Inserat aufgegeben und gewünscht habe, daß Briefe unter der gewählten Chiffre an Susanna Rasch in das Hotel Habsburger Hof gesendet werden. — Nun wirst Du mir glauben, daß ich freudig überrascht bin, in der heutigen Nummer ein Heiratsgesuch zu finden, deren Urheberin die schöne Susanna zweifellos ist." Hätte Sabine jetzt von ihrer Arbeit aufgeblickt, so würde sie den verschmitzten Blick des Bruders bemerkt haben, der schelmisch auf ihr ruht.

Der Notar entfaltet ein Zeitungsblatt und liest: „Junge Witwe, die trauliches Familienleben schmerzlich vermißt, sucht die Bekanntschaft eines ehrenwerten, gebildeten Herrn. Briefe erbeten unter Ch. 25 Susanna R. — Findest Du nicht, liebe Schwester, daß sich dieses Inserat vorteilhaft von ähnlichen Anerbietungen unterscheidet?"

Susanna rümpft die zierliche Nase und spricht verächtlich: „Anerbietungen, da hast Du das richtige Wort gewählt; aber ich bitte, von dieser einsamen Witwe, die Dich begeistert, nun zu schweigen; sage mir lieber, ob Du eine Nachricht von Deinem Freund, Professor Romberg, erhalten hast."

Achselzuckend entgegnet Horst: „Leider nicht, seitdem er die weite Reise antrat, — damals — hm! — nun, Du kennst ja den Grund. Romberg ist ein treuer und charakterfester Mann, vielleicht findet auf ihn das prächtige Wort Anwendung: „Alte Liebe rostet nicht!" Es ist möglich, daß er einst ganz plötzlich heimkehrt; aber ich fürchte, daß er dem Hause fern bleiben wird, in dem ihm eine so herbe Enttäuschung bereitet wurde."

Sabine seufzt tief und schmerzlich, während sie ihr Batisttuch an die Augen preßt.

„Nicht weinen, liebes Heimchen,“ sagt der Notar in herzlichem Ton. „Hier finde ich eine lokale Notiz, die Dich vielleicht interessiert: Es wird vor einem Schwindler gewarnt, der heiratslustige Damen mit großer Schlauheit hintergeht. Der Hochstapler ist von schlanker Figur, hat edel geformte, hohe Stirn, rötlichen Vollbart, blaue Augen, die Intelligenz verraten; auf der linken Wange befindet sich eine breite Narbe.“

„Das ist seltsam!“ spricht Sabine, „fällt es Dir nicht auf, Leopold, daß dieses Signalement genau auf Dich paßt? — Selbst der breite Schmiß fehlt nicht.“

Der Notar sagt lachend: „Ei, Du Schmeichlerin, so schön bin ich gar nicht.“ Dann tritt er in sein Arbeitszimmer mit den Worten: „Während Du den Tee bereitest, will ich rasch noch einen kurzen Brief erledigen, der mir sehr am Herzen liegt.“

Die argwöhnische Schwester murmelt zornig: „Jetzt schreibt er gewiß an die einsame Witwe, aber ich werde dafür sorgen, daß sie dieses Briefchen nie erreicht.“

Am nächsten Morgen wirft Sabine in den Redaktionsbriefkasten der Abendzeitung ein Billett, dessen Inhalt lautet: „Mein Herr! Ich erwarte Sie am Donnerstag abend 7 Uhr im Park des Jagdschlößchens, wo ich in der Dianagrotte zu finden bin. Erkennungszeichen für Sie zwei weiße Rosen, für mich ein hellblau gebundenes Buch. Susanna R.“

Am Donnerstag erscheint Horst zum Frühstück im grünen Lodenrock, das Hütchen mit der Spielhahnfeder geschmückt, und erzählt, daß er zur Jagd eingeladen sei.

Sabine sagt beim Abschied spottend: „Du willst wohl einen Bock schießen, lieber Bruder?“

Der Notar wirft der Schwester lächelnd eine Kußhand zu und trällert übermütig: „Susanna, wie ist das Leben doch so schön!“

Als die Uhren endlich die sechste Stunde verkünden, mietet Sabine einen Wagen und beantwortet die Frage des Kutschers nach dem Ziel, mit dem kurzen Befehl: „Zum Jagdschlößchen!“

Die Dianagrotte ist ganz vereinsamt; die anmutige Intrigantin nimmt das hellblau gebundene Buch zur Hand und vertieft sich in eine spannende Novelle.

Plötzlich verkündet rollender Donner ein nahendes Gewitter; schon nach kurzer Zeit wird es in der Grotte sehr dunkel. Sabine lauscht, von Angst und Reue gefoltert, auf jedes Geräusch; endlich hört sie den Schall hastiger Schritte. Jetzt zuckt ein Blitzstrahl; bei dem grellen Licht erkennt sie deutlich die Gestalt des Bruders, der sich rasch nähert, die Rosen überreicht und frägt: „Habe ich die Ehre, Frau Susanne zu sprechen?“

„Ich bin es!“ schallts unter dem dichten Schleier, „bitte, bringen Sie mich in Sicherheit vor dem drohenden Unwetter.“

„Sofort, gnädige Frau! Mein Wagen befindet sich ganz in der Nähe.“

Während Sabine in den Landauer steigt, hört sie, daß Horst den Befehl erteilt: „Fahren Sie zum Restaurant Rubini!“ Dann nimmt er bescheiden Platz auf dem Rücksitz und der Wagen rollt davon.

Die Fenster sind dicht verhüllt, sonst hätte Sabine vielleicht bemerkt, das ein leichtes Kap an dem Landauer vorübersaust.

Nun bricht das Gewitter los; der Donner rollt fast unaufhörlich; Regengeprassel und das Brausen des Sturmes verhindern trauliches Geplauder.

Sabine schmiegt sich siegesbewußt in die Polster und malt sich die ergötzliche Szene aus, wenn sie bei Rubini den Schleier zurückschlägt. Sie will diesem Bruder, der auf Abenteuer ausgeht und sich ihrer treuen Fürsorge entziehen möchte, so energisch eine Bußpredigt halten, bis er zerknirscht gelobt, nie wieder fahnenflüchtig zu werden, sondern ihre sanften Fesseln dankbar weiter zu tragen.

Schon ist die Stadt erreicht, als Horst ihre rechte Hand innig umfaßt; befriedigt über die gelungene Täuschung erwidert sie den Druck. Plötzlich küßt der stumme Kavalier die Hand so zärtlich, daß Sabine ein magnetischer Strom durchzuckt. Jetzt hält der Wagen, aber nicht vor Rubinis Weinstube, sondern vor des Notars Villa.

Es regnet nicht mehr; die Pseudo-Susanne steigt rasch aus und ruft neckend: „Nun, Poldchen, auf was wartest Du noch?“

Der Kavalier im Wagen bleibt stumm.

„Willst Du vielleicht in dem Landauer übernachten?“

Es erfolgt keine Antwort; die Tür wird rasch geschlossen, und die Equipage rollt weiter.

Sabine schaut ihr verdutzt nach. Jetzt bemerkt sie, daß des Bruders Arbeitszimmer erleuchtet ist, tritt ins Haus und frägt die entgegeneilende Dienerin: „Ist denn mein Bruder daheim?“

„Gewiß, gnädiges Fräulein! Herr Horst sitzt am Schreibtisch und hat einen großen Berg Akten vor sich.“

Sabine öffnet die Tür und erblickt Leopold, der sich behaglich in den türkischen Schlafrock gehüllt hat.

Der Notar nickt ihr freundlich zu und spricht in treuherzigem Ton: „Grüß Gott, liebes Heimchen, da bist Du ja endlich! Ich war in großer Besorgnis um Dich wegen des heftigen Gewitters.“

Sabine starrt Leopold an, als sei er ein Gespenst und spricht beklommen: „Du warst vor einer halben Stunde bei mir in der Dianagrotte, darauf kann ich einen Eid ablegen. Dann bist Du mit mir in die Residenz zurückgefahren, hast mir stürmisch die Hand geküßt, und nun sehe ich Dich hier im Schlafrock sitzen, — — wenn das mit rechten Dingen zugeht — — —“

Lachend entgegnet der Notar: „Hier ist zweifellos mein Doppelgänger, der Hochstapler, im Spiel, dessen Signalement genau auf mich paßt, wie Du fandest. Hoffentlich hat er Deine goldene Uhr nicht gemaust?“

Sabine greift rasch an den Gürtel, — Uhr und Kette fehlen nicht. Trotz ihrer Bestürzung bemerkt sie, daß Leopold verschmitzt lächelt, und argwöhnisch geworden sagt sie:

„Du hast eine Spitzbüberei begangen, gleich bekenne Deine Schuld!“

Horst entgegnet mit harmloser Miene: „Aber, liebes Heimchen, ich kann doch nicht hexen!“

Da schreitet die Schwester, zürnend wie eine beleidigte Königin, mit stolz erhobenem Haupt an ihm vorüber.

— — Am nächsten Tage erwacht Sabine sehr spät aus unruhigem Schlummer; als sie ihre Toilette beendet hat, klopft Horst an die Tür und begehrt Einlaß.

„Ich bin für niemand zu sprechen!“ lautet die brummige Antwort.

„Ach, schmolle doch nicht, Hausmütterchen!“ bittet der Notar. „Ich bringe fröhliche Botschaft. Ein lieber Gast erwartet Dich. Es wäre sehr unhöflich von Dir, wenn Du ihn nicht begrüßen wolltest.“

„Gut, ich werde kommen! Aber wehe Dir, wenn Du mich betrügst!“

Als Sabine den Salon betritt, erblickt sie neben dem Bruder einen Herrn, der sie respektvoll grüßt; seine klugen, freundlich blickenden Augen erscheinen ihr seltsam bekannt. Das gebräunte Antlitz des Gastes umrahmt ein blonder Vollbart.

Sabine schaut den Fremden prüfend an. Da ruft Horst ungeduldig: „Erkennst Du Professor Romberg nicht wieder?“

Nun leuchtet es freudig in ihren Augen und sie spricht, von rosiger Glut überhaucht: „Seien Sie herzlich willkommen!“

Leopold sagt lachend: „Wir haben eine kleine Verwechslungskomödie gespielt, Heimchen. Es war die Strafe für das Verschwinden meines Briefchens an die reizende Susanne; übrigens hat sich Romberg lange gesträubt.“

Reumütig fragt dieser: „Können Sie meine Beteiligung an dem tollen Streich verzeihen? Bitte, lassen sie Gnade walten!“

Sabine reicht dem heimgekehrten Freunde lächelnd beide Hände und spricht innig: „Sehen Sie nicht, wie glücklich ich bin?“ Dann droht sie Leopold mit schelmischem Blick. „Dir trau' ich nicht mehr, Du hast mich mit der Jagd beschwindelt.“

Horst entgegnete fröhlich: „Wie Du mir — so ich Dir; List gegen List! — Doch nun sprecht Euch aus, ich will inzwischen in Küche und Keller Umschau halten.“

— Schon nach kurzer Zeit öffnet der Notar leise die Tür und frägt mit Schelmerei: „Habt ihr Euch schon einen herzhaften Verlobungskuß gegeben?“

Sabine droht ihm lachend.

„Also noch nicht? — Na, dann ist es die höchste Zeit, sonst wird die Suppe kalt.“

— Als edler Rheinwein in grünen Bechern funkelt, erhebt der Notar sein Glas und spricht:

„Des Menschen Herz ist ein wunderlich' Ding, was man ihm leicht macht, das schätzt es gering. Unser gutes Heimchen gab in einer Stunde der Verstimmung ihrem Ritter einen Korb; hierauf flüchtete der verschmähte Kavalier in das ferne Japan. Bald härmte sich die Dame seines Herzens um ihn; doch beim treuen Romberg hat die alte Liebe nicht gerostet. Ich trinke auf Euer Wohl, Ihr lieben, jetzt glücklich Vereinten!“

---

# Herbstrosen.

Novellette von Anders J. Eriksholm.

I.

Still und friedlich lag das Pfarrhaus unmittelbar vor dem Dorfe. Vom Wohnzimmer aus konnte man eine lange, gerade Strecke der Landstraße übersehen, bis sie in westlicher Richtung abzog und im Walde verschwand.

Die Landstraße war die einzigste Abwechslung im einförmigen Leben des Pfarrhauses. Sie war gleichsam ein Bote aus der großen Welt. Man verhandelte die Neuigkeiten, die auf diesem Wege ins Haus drangen, ließ seine Ruhe aber weiter nicht dadurch stören. Was hatte man hinter den Mauern des Pfarrhauses auch mit der großen Welt zu tun? Aus der Entfernung sah sich das alles ganz gemütlich an.

Jeden Tag, wenn der Nachmittagskaffee getrunken war, saßen der alte Pfarrer und seine sechsundvierzigjährige Tochter auf dem erhöhten Fensterplatz im Wohnzimmer, der Pfarrer mit seinen Zeitungen, die Tochter mit ihrer Häkelarbeit. Sie wechselten nicht viele Worte. Beide schienen ganz von ihrer Beschäftigung hingenommen. Aber so eilig hatten sie es doch nicht, daß sie ihre Augen nicht von Zeit zu Zeit über den breiten weißen Streifen der Landstraße schweifen ließen. Sie beobachteten beide genau, was draußen vorging.

Wenn dann die Dämmerung herabsank, stand der Pfarrer auf, legte die Zeitungen beiseite und nahm Hut und Überzieher, um seinen gewohnten Abendspaziergang zu machen.

Und gleichzeitig verschwand Fräulein Augusta in der Richtung der Küche, um ihre Vorbereitungen zum Abendessen zu treffen und das Wasser zum Kochen zu bringen.

Fräulein Augusta deckte den Tisch stets mit großer Sorgfalt. Auf dem schneeweißen Tischtuch waren die Legefalten leicht zu erkennen, und selten fehlte als Tafelschmuck ein Blumenstrauß oder wenigstens ein paar grüne Zweige.

Wenn der Pfarrer heimkam, war der Tisch fertig gedeckt, und das behagliche Summen des Teekessels lud zur Ruhe und Erquickung ein.

Der Pfarrer nahm seinen Platz in der Sofaecke ein, Fräulein Augusta setzte sich ihm im Korbstuhl gegenüber. Sie behielten stets genau dieselben Plätze, auch wenn Gäste anwesend waren.

Nach dem Abendessen zog sich der Pfarrer mit seiner Pfeife zurück, um einige Seiten theologischer Literatur zu genießen. War er in besonders guter Laune, las er wohl einmal aus einem ästhetischen Buch vor, am liebsten von Paludan-Müller, Hauch oder Christian Winther, zuweilen aber auch aus einem alten griechischen Klassiker.

Aber wenn die Bornholmer Uhr im Wohnzimmer zehn schlug, wurde es im Pfarrhaus dunkel und stille. Die beiden alternden Menschen gingen zeitig zur Ruhe, um früh am nächsten Morgen ihr einförmiges Leben von neuem zu beginnen.

So hatten Vater und Tochter zusammen gelebt, seit die Pfarrersfrau vor mehr denn zwanzig Jahren gestorben war.

— — — — — — — — — — — — — — —

Aber in den letzten Tagen war Leben und Bewegung ins Pfarrhaus gekommen.

Von der Landstraße kam es her, — der Landstraße, die seit jeher die einzigste Abwechslung in den stillen Tageslauf gebracht hatte.

Wo sonst Pferdehändler und Fuhrleute, Gaukler und Scherenschleifer entlang zogen, blitzte es jetzt von bunten Uniformen und blanken Waffen. Soldaten zu Pferde und zu Fuß, in größeren und kleineren Abteilungen, bevölkerten jetzt den breiten, weißglänzenden Weg.

Die Truppen waren auf dem Marsch zum Manöver, das in dieser Gegend abgehalten werden sollte. — Einige von ihnen rasteten im Dorfe und wurden in den Häusern und Höfen einquartiert.

In den großen, stillen Stuben des Pfarrhauses erklangen fremde Stimmen, und Fräulein Augusta mußte ihre Zeit zwischen der Küche und den kleinen Bodenkammern teilen, wo das Nachtlager für die Gäste bereitet wurde.

II.

Sie saßen um den Mittagstisch, der Pfarrer, der Leutnant und Fräulein Augusta, und das Essen war ausgezeichnet und machte dem Fräulein alle Ehre.

Der Leutnant erzählte kleine Erlebnisse aus dem Feldzuge, und der Pfarrer war seinem Gaste gegenüber die Liebenswürdigkeit in Person.

Nur Fräulein Augusta saß stumm und schweigsam da.

Wenn sie sich unbeobachtet glaubte, betrachtete sie den jungen Fremden. Sein blondes, krauses Haar, die fein gebogene Nase und die regelmäßigen Züge riefen eine alte Erinnerung wach.

Er hatte sich sofort vorgestellt, und sein Name hatte noch dazu beigetragen, die Erinnerung zu beleben.

„Leutnant Bang, Leutnant Bang", klang es vor ihren Ohren. Monoton und ermüdend, wie der ewig einförmige Ton einer Glocke, kehrte der Name wieder.

Im Laufe des Gesprächs erwähnte der Leutnant einige seiner Verwandten, und der Pfarrer fragte:

„Sie sind doch nicht ein Sohn von Oberst Bang?"

„Doch, das bin ich! Kennen Sie meinen Vater, Herr Pfarrer?"

„Ja, das heißt, Ihr Vater hat hier auch einmal im Quartier gelegen — wie Sie jetzt."

„Wie merkwürdig! Hier in derselben Stube hat er gesessen?"

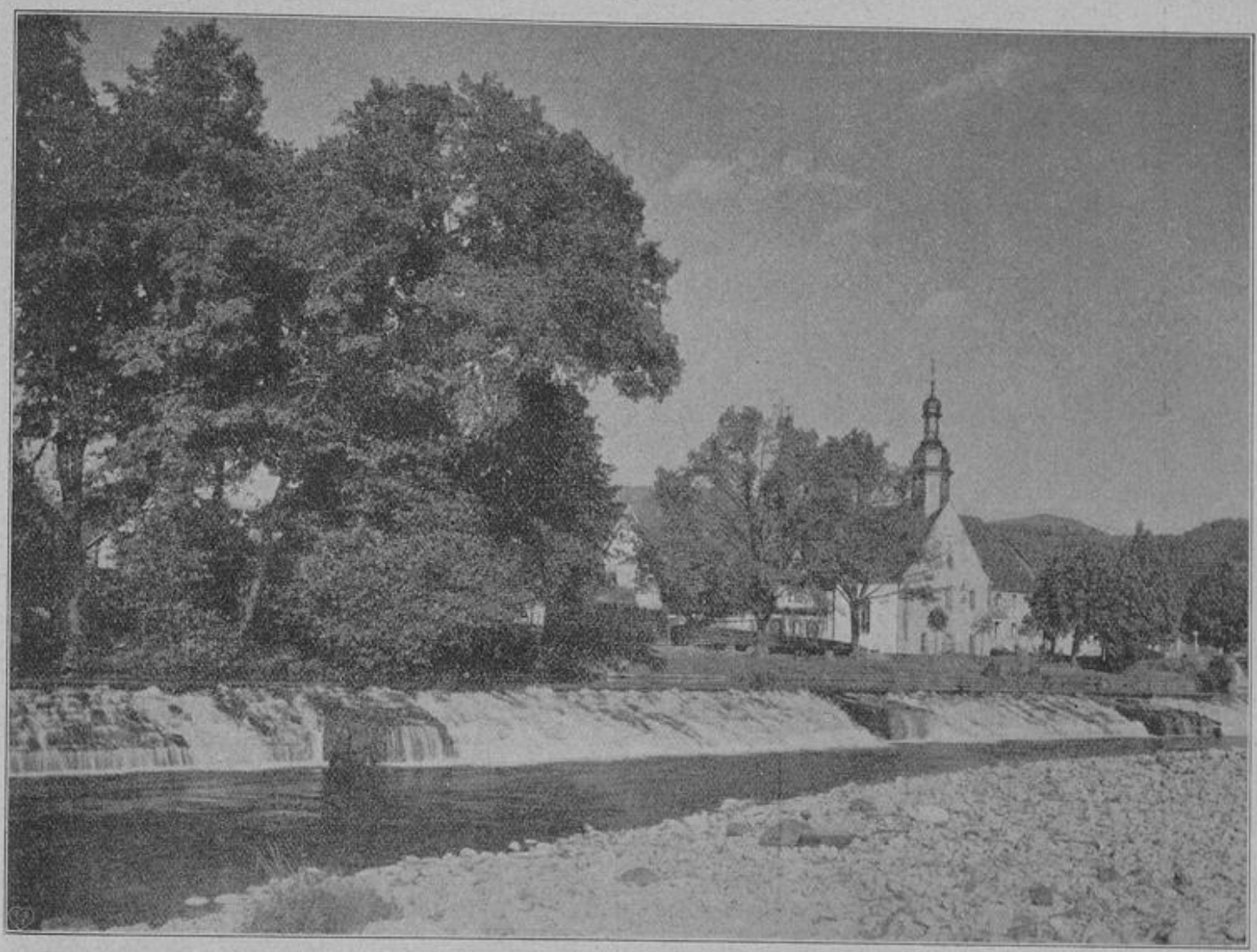
„Ja, auf demselben Platz wie Sie."

„Wie viele Jahre ist das her?"

„Fünf- oder sechsundzwanzig Jahre, wenn ich mich recht erinnere."

Die alte Karen trat mit dem Nachtisch ein. Fräulein Augusta nahm ihr die Schüssel ab und bot sie herum.

## Aus unserem Photo-Wettbewerb.



**Wasserfall an der Murg in Baden.** Photographie: Oberlt. Herber-Düsseldorf.

„Darf ich bitten, Herr Leutnant?"

Die Stimme hatte einen scharfen fremden Klang. Der Pfarrer sah erstaunt auf seine Tochter. Sie hatte rote Flecken an den Schläfen, ihre Hände zitterten.

„Ach, wie unvorsichtig von mir, diese alte Geschichte zu berühren," dachte er.

„Augustchen", sagte er mit seiner weichesten Stimme, „Du hast doch nicht wieder den bösen Kopfschmerz?"

„Leidet das Fräulein vielleicht an schwachen Nerven?" fragte der Leutnant.

„Ach nein, es ist nicht so schlimm. Noch ein Stückchen Apfelkuchen, Herr Leutnant?"

„Ich danke, Sie sind sehr liebenswürdig."

Man stand vom Tische auf. Der Leutnant durfte sich unter den vielen Pfeifen des Pfarrers eine wählen, — dann verließen die Herren das Eßzimmer. Karen wurde beauftragt, den Kaffee in der Bibliothek zu servieren.

III.

Fräulein Augusta war in den Garten gegangen. Die Luft war frisch und klar. Ein hoher, blauer Septemberhimmel mit weißen Wolkenbänken am Rande des Horizonts. Am Spalier vor der Gartenstube blühten die Rosen, gelb und rot.

Fräulein Augusta blieb lange stehen und sah auf eine rote Rose, die halb verborgen zwischen den grünen Blättern hing. Ihre Hand ballte sich, aber etwas später legte sich ein bitteres Lächeln um ihren Mund. —

Wie war sie doch schwach gewesen! Wie konnte eine so alte Geschichte sie denn noch aufregen! Eine so dumme, alte Geschichte! Herrgott, wo war denn ihr Verstand geblieben? Was so viele Jahre tot und begraben gewesen, das sollte nun wieder aufwachen und sie beunruhigen? Sie hatte ihr Herz ja drinnen im Eßzimmer klopfen hören, das Blut hatte in den Schläfen gehämmert. Ach, wie töricht, wie lächerlich in ihren Jahren!

Aber warum war das Schicksal so unbarmherzig, ihr diesen jungen Mann in den Weg zu schicken? Nie hatte sie geträumt, daß sein Sohn ihr Haus betreten, an einem Tische mit ihr essen, unter einem Dache mit ihr schlafen werde.

Und die rote Rose drüben am Spalier begann von neuem die alte, dumme Geschichte zu erzählen, die Fräulein Augusta das Blut in die Wangen getrieben hatte.

Die alte Geschichte von zwei jungen Menschenkindern, die einst in diesem Garten, unter diesen Bäumen gewandelt waren. Er hatte eine rote Rose gepflückt und sie an ihrer Brust befestigt, und sie hatte lächelnd, errötend, glückselig, seine Gabe entgegengenommen.

Als er Abschied nahm, hatte er gesagt, er werde wiederkommen. Aber er war nicht wiedergekommen.

Sie hatte so fest auf sein Kommen gerechnet, — sie hatte so lange, lange auf ihn gewartet . . . Die rote Rose welkte und mit ihr welkten die Rosen auf ihren Wangen.

Ein Jahr nach dem andern verging. Auf Umwegen hörte sie, daß er sich verheiratet hatte. Dann fragte sie nicht mehr nach ihm. Sie versuchte sich vorzureden, daß sein Schicksal sie nichts angehe, aber mit schwerem, bitterem Herzen fühlte sie, daß sie ihr Los an das seine geknüpft habe.

Die rote Rose barg sie wie eine kostbare Reliquie — ein Andenken an den kurzen Sommer ihrer jungen Liebe.

In einsamen Stunden suchte sie sie heraus. Ein wunderbarer Duft entstieg den welken Blättern, und umwogt von diesem Duft träumte sie sich in das lichte Reich der Phantasie.

Aber wenn der Traum zu Ende war, stand sie wieder in der kalten Welt der Alltäglichkeit — und das Leben trat mit seinen Pflichten und Anforderungen unerbittlich an sie heran.

VI.

Aus der Gartentür traten der Pfarrer und der junge Leutnant.

Fräulein Augusta ging ihnen entgegen.

„Danke, es ist viel besser," sagte sie, als sie dem unruhig fragenden Blick des Vaters begegnete. „Die frische Luft hat mir gut getan."

Der Leutnant hatte die Rosen an der Mauer entdeckt und brach in laute Worte der Bewunderung aus.

Fräulein Augusta pflückte lächelnd eine rote Rose und reichte sie ihm.

„Wie schön sie ist," sagte er und hauchte auf die feinen Blätter. „Die Herbstrosen sind doch die allerschönsten und die, an denen wir die meiste Freude haben."

„Ja," sagte sie und ihre Gedanken kehrten zurück zu den entschwundenen Jugendjahren. „Die Rose, die zu früh ihre Blätter entfaltet, wird allzu oft durch die Frostluft oder die rauhen kalten Winde des Frühjahrs vernichtet."

---

# Wilhelm Spindler.

Humoreske von Georg Müller-Heim.

(Nachdruck verboten.)

Wilhelm Spindler war vor einigen Tagen in der kleinen Universitätsstadt angekommen, wo er seine akademischen Studien beginnen sollte. Sein Vater war ein reicher, aber geiziger Rentier, der es sich in den Kopf gesetzt hatte, seinen Sohn Theologie studieren zu lassen, weil es das billigste Studium war.

Wilhelm hatte sein Maturitätsexamen mit Ach und Krach bestanden und sich unendlich gefreut, nun endlich einmal aus den kleinen Provinzverhältnissen heraus in eine große Stadt zu übersiedeln.

Aber sein Vater zerstörte ihm seine schönsten Pläne; Wilhelm mußte nach der kleinen Universitätsstadt reisen, wo man billig wohnen und leben konnte und wo es wenig Gelegenheit zu teueren Vergnügungen und kostspieligen Extravaganzen gab.

Dazu kam, daß Wilhelm eines der besten Stipendien, die der Universität zur Verfügung standen, schon so gut wie in der Tasche hatte. Der alte Spindler freute sich unbändig darüber, daß ihm das Studium seines Einzigen nun nicht einmal so viel kosten würde, als er veranschlagt hatte. Und das war wahrlich schon wenig genug!

Ungefähr drei Wochen nach der Abreise seines Sohnes erhielt er plötzlich einen Eilbrief aus der Universitätsstadt. Depeschen und Eilbriefe waren dem alten Spindler ein Greuel, einmal, weil er darüber stets mächtig erschrak, hauptsächlich aber, weil es ihm eine unverzeihliche Verschwendung dünkte.

Aber beim Lesen des Briefes erfaßte ihn eine namenlose Freude. Las er denn auch richtig? Ja, wahrhaftig! Da stands klar und deutlich:

„Bin soeben als 1000. Student immatrikuliert! Rektor beglückwünschte mich in längerer Rede und überreichte mir eine gravierte goldene Uhr mit dem Wunsche, daß ich immer pünktlich im Kolleg erscheine und daß mein Arbeiten so rastlos und regelmäßig sei, wie das Uhrwerk. Darauf trat der Pedell an mich heran und machte mir die Mitteilung, daß in jedem Hörsaal für mich ein Ehrenplatz reserviert sei. Des Kastellans hübsches Töchterlein überreichte mir auf der Treppe einen wundervollen Blumenstrauß. Vor dem Portal empfing mich der Vertreter der angesehensten Verbindung und erklärte mir, daß sein Korps es sich zur hohen Ehre anrechnen würde, wenn ich darin aktiv würde. Und — ich weiß gar nicht, wie es so schnell kam — vor lauter Freude sagte ich zu und werde heute abend schon ein schmucker Korpsstudent. Noch keine zehn Schritte war ich darauf gegangen, als mich ein beleibter Herr ansprach und — denke Dir, liebster Vater — mir anzeigte, daß ich in seiner Kneipe das Mittagessen, und ein Glas Bier dazu, für das ganze Semester gratis bekäme! Kaum auf meiner Bude angelangt, erhalte ich den Besuch des Bürgermeisters, der mich von dem Ratsbeschluß in Kenntnis setzt, daß man mir, als dem 1000. Studenten, zu Ehren ein Fest veranstalten wolle!

Hast Du Worte für solches Glück?

Dein dankbarer Wilhelm."

Nein, vorderhand fand Papa Spindler keine Worte. Aber dann machte sich seine Freude in einer Weise Luft, wie es in seiner Witwerzeit noch nicht dagewesen war. Abends ging er nämlich mit dem Briefe nach seinem Stammtisch, las ihn vor und erklärte sich bereit, die gesamte Zeche heute allein bezahlen zu wollen.

Solch Ereignis war unerhört! Und die Stammtischbrüder legten sich wacker ins Zeug bis tief in die Nacht. Wilhelms Freudenbotschaft kostete unserem Rentier so viel wie ein ganzer Monatswechsel für den Sohn.

Als er am Nachmittage mit schwerem Kopfe erwachte, nahm er, um seinen Mißmut zu vertreiben, nochmals den Brief Wilhelms zur Hand, und — merkwürdig! — jetzt erschien ihm manches gar nicht mehr in so rosigem Lichte. Besonders eine Stelle des Briefes gab ihm recht viel zu denken: „Und heute abend schon werde ich ein schmucker Korpsstudent!"

Er hatte doch Wilhelm so eindringlich davor gewarnt, er solle sich vor allem von den Verbindungen hüten, die nichts weiter wüßten, als Trinken und Schlagen. Und nun hatte er sich doch keilen lassen! Ei, ei! Wenn das nur nicht recht viel Geld kosten würde!

Daran ließ sich aber jetzt nichts mehr ändern. Gestern abend hätte er vielleicht noch telegraphisch die Sache verhindern können. Aber er war ja gestern selber vor Freude aus dem Häuschen gewesen. Nun mußte er sich eben drein fügen.

Seine Besorgnis schien aber unnötig zu sein; denn Wilhelm schrieb während der nächsten Monate nicht ein einziges Mal einen Brandbrief. Er kam also doch wohl mit seinem Wechsel aus.

Alle vierzehn Tage etwa erhielt Papa Spindler einen Bericht von Wilhelm, worin dieser nicht müde wurde, alle ihm als 1000. Studenten zuteil werdenden Ehren zu schildern.

Und so wars auch in Wirklichkeit. In dem ganzen Städtchen war er schon in wenigen Tagen bekannt. Die Bürger freuten sich über ihn, weil sie in ihm das sichere Zeichen des Aufschwunges der Universität und zugleich ihrer Stadt erblickten. Die Mädchen schielten nach dem schneidigen Studio mit dem Stürmer auf dem Kopfe. War es doch zum ersten Male in ihrem Leben, daß 1000 junge, frische Studenten bei ihnen eingezogen waren. Jetzt würde es bei den Tänzchen draußen auf den Bierdörfen wohl keine Mauerblümchen mehr geben.

Und die Mütter freuten sich natürlich mit. Die Schuljungen jubelten ihm zu: „Uurrraaah — der Tausendste soll leben!" —

Die Wirte schmunzelten, wenn er bei ihnen Einkehr hielt und spendeten manchen guten Tropfen. Dazu genoß Wilhelm Spindler bei ihnen einen unbeschränkten Kredit. Er war ja, wie man bald erfahren hatte, der einzige Sohn eines reichen Rentiers.

Kein Wunder also, wenn Wilhelm ein wahrhaft goldenes Semester verlebte. Gern wäre der alte Spindler einmal gekommen. Aber er

scheute erstens die Reisekosten und zweitens fürchtete er, daß man den Vater des „1000." gehörig ausbeuteln würde.

So gingen die drei Monate des Sommersemesters dahin, und schon standen die großen Ferien vor der Tür, da erhielt Papa Spindler eines Tages einen Brief:

Sehr geehrter Herr!

Sie werden mir verzeihen, daß ich mir nehme die Ehre, mich zu wenden an Ihnen. Aber — ich habe gehört, daß Ihr geehrter Herr Dr. Sohn Wilhelm hat die Absicht, mit Ablauf des Semesters zu verlassen unsere schöne Stadt. Ihr Herr Dr. Sohn ist gewesen vor einiger Zeit einmal in Verlegenheit, und mein gutes Herz hat ihm geliehen bar 500 Märker. Sie wollen doch gewiß nicht, sehr geehrtester Herr, daß meine Gutmütigkeit wird schnöde belohnt mit dem Verlust dieser Summa. Daher bin ich so frei, anzunehmen, daß Sie die Güte haben, binnen acht Tagen mir zu senden die paar Mark. Sonst muß ich suchen, mich schadlos zu halten auf andere Art. In tiefster Erfurcht Ihr ganz ergebenster Abraham Hirschfeld.

— — — — — — —

Am nächsten Vormittag elf Uhr stand Papa Spindler am Bette Wilhelms und begrüßte sein aus tiefstem Schlafe erwachendes Söhnchen mit einer donnernden Strafpredigt.

Nachdem Wilhelm eine ausführliche Beichte abgelegt hatte, nahm der alte Herr seinen Einzigen mit zu einem Rundgang durch die Stadt. Es wurde eine Forschungsreise, ein Aufklärungsmarsch durchs dunkelste Afrika.

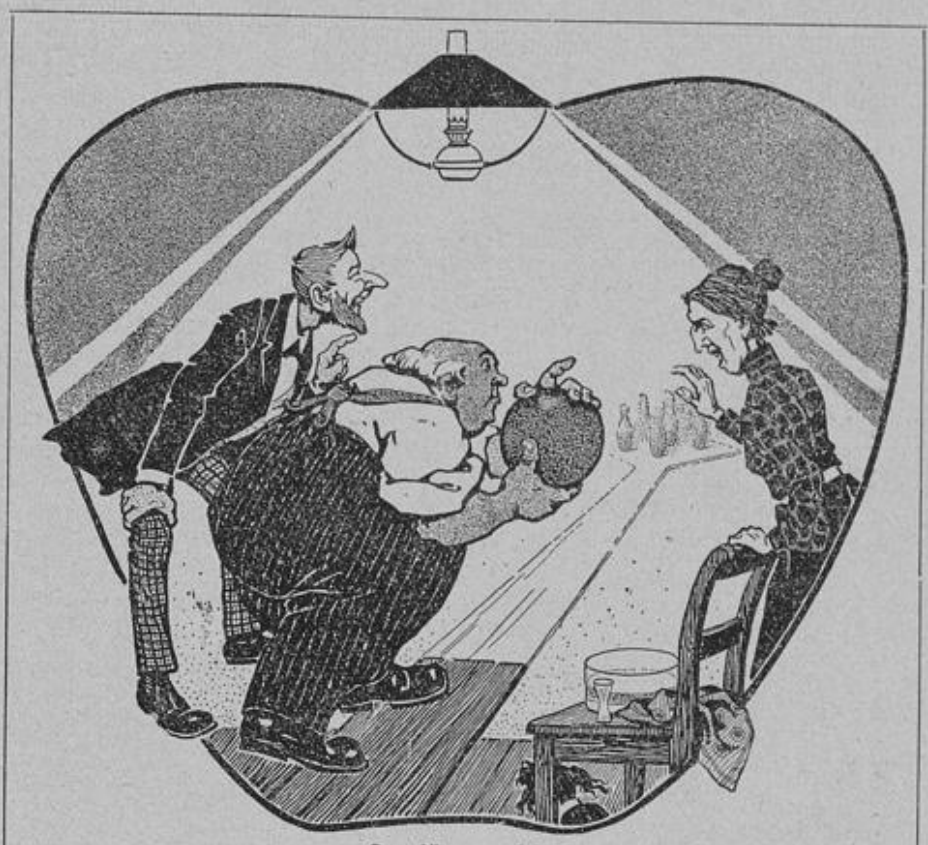
Auf dem Leihhause mußte die goldene Uhr eingelöst werden. Zechschulden, die größten Summen bei dem Schlaukopf, der das freie Mittagessen gegeben hatte, harrten der Bezahlung. Die Rechnungen von Mützen, Bändern, Schlägern, Dedikationen waren zu begleichen. Eine ganze Anzahl von Geldverleihern mußte befriedigt werden. Wilhelm hatte sich nämlich für das von der Stadt gegebene Maifest durch ein Sommernachtsfest revanchiert! — Aber der wütendste Blick traf Wilhelm, als dem armen Papa Spindler in einem großen Modehause eine große Rechnung für Damenhüte, Kostüme, weiße Schuhe usw. überreicht wurde. Mieze, des Kastellans hübsches Töchterlein, war aber auch am schicksten von allen Mädchen in diesem Sommer gegangen.

Als Herr Spindler schließlich noch vom Rendant erfahren hatte, daß das Professorenkollegium seinem Sohne wegen fortwährenden Schwänzens das Stipendium nicht zuerteilt hatte, verzichtete er darauf, seiner Magnifizenz, dem Herrn Rektor, einen Besuch abzustatten.

Nachdem zuletzt der Wirtin Wilhelms, die von ihm noch keinen Pfennig gesehen hatte, das Geld ausbezahlt worden war, mußte das Söhnchen seinen Koffer packen. Und noch am selben Abend gings ins Vaterhaus in die großen Ferien, oder besser in die große Arbeit. Papa Spindler hatte eingesehen, daß Wilhelm zum Geistlichen doch nicht so recht passe. Er ließ ihn daher schon während der Ferien von einem Assessor in die juristische Wissenschaft einführen.

Als das Wintersemester begann, begleitete er Wilhelm nach der Großstadt und flehte auf der Universitätsquästur den Beamten an, seinem Sohne um Gottes- und Himmelswillen keine „Immatrikulations-Jubiläumsnummer" zu geben. Er habe an dem „1000." genug.

Stud. theol. Wilhelm Spindler aber lebt in der Geschichte seiner ersten Universitätsstadt fort als „der erste 1000.", der zum größten Tausendsassa geworden.



**Der Länge nach?**

Mutter: Na, Ollerchen, nu nich so hitzig, daß Du nich etwa dabei der Länge nach hinfällst!

# Der Kohlenhändler a. D.

Von Fritz Sänger.

(Nachdruck verboten.)

Eigentlich beneidete ich ihn manchmal, obwohl ich es mir damals nicht eingestand. Da saß der Mann so ganz vergnügt in seinem Laden, wartete bis jemand kam und Kohlen bestellte, dann machte er die Tür nach dem Keller auf und rief hinunter:

„Albert, dreihundert Briketts nach der Hoplastraße zu Meiers, oder, zwei Zentner Antrazit Killimumplatz 17, zweiter Hof, drei Treppen links klingeln!"

Dann schrieb er etwas in ein Buch, machte eine Zahl dahinter, und dann rieb er sich die Hände und lächelte. Das andere besorgte der Albert. Das ist doch ganz angenehm, und der Mann hatte sein gutes Auskommen.

Besonders gut kam er mit allen Dienstmädchen und Waschfrauen in der ganzen Feinlebenstraße aus. Was die alles zu sagen hatten, wenn sie kamen; er wußte alles aus der ganzen Straße, um alle Ecken, in allen Korridoren, was nach neun passierte —, er wußte alles. Dabei hatte er gar nicht nötig, sich nur zu rühren; sie kamen und erzählten es ihm. Er stand dann nur da und rieb sich die Hände. Und er sah gar nicht mal so aus und hatte nicht im geringsten das Bedürfnis, mit dem schöneren Geschlecht allzuviel zusammen zu sein. Im Gegenteil, alle Verehrerinnen ließen ihn gleich kalt; vielleicht hatte er gerade darum so viele.

Manchmal lösten sie einander förmlich ab. Kaum hatte eine ihre Geheimnisse ausgekramt, so stand schon die andere bereit, und wartete, daß sie ihm erzählen dürfe.

Solch ein Mann ist zu beneiden, unbedingt. Er lächelte fast auch immer, wenn man ihn sah.

Aber einmal, als ich kam, da lächelte er nicht, da jubelte seine Seele, und nur mit Mühe hielt er an sich.

„Was ist los?" fragte ich, „doch nicht verlobt?"

„Werde ich mir einfallen lassen", sagte er und wackelte mit seiner eckigen Stumpfnase; aber dann leuchtete wieder sein jugendliches und doch so verschrumpeltes Gesicht, daß selbst ich von seiner Freude angesteckt wurde.

„Aber so reden Sie doch!" rief ich

Da führte er mich in sein Privatissimagemach, und da hatte er auf einem Tisch ausgelegt: Zweihundertfünfundzwanzig Reichsmark, alles in Markstücken und hübsch in Reihen; es war wirklich nett.

„Gewonnen," sagte er und stieß mich mit dem Ellenbogen an.

„Lotterie?"

„Fällt mir gerade ein, werde ich dem Staate Geld in die Kehle werfen," brummte er und wackelte wieder mit der Nase.

„Börse?"

„Ach was!"

Die Nase wackelt. Jetzt faßte er mich am Ärmel und zog mich in eine intime Ecke seines Gemaches.

„Wettrennen, Nizza!"

„Nanu!"

„Ja, der Zigarrenhändler an der Ecke ist ein Buchmacher, aber pssst!"

Damals interessierte sich der preußische Staat noch nicht so sehr für die Buchmacher; aber der Kohlenhändler hielt seine Wissenschaft doch als eine Art strengstes Geheimnis. Ich wurde nun eingeweiht. Der Mann strahlte, als er mir erzählte, er habe sein Geschäft sozusagen

schon verkauft, er will sich nur dem Wetten widmen, da ist noch ein Geld zu verdienen.

Es klingelte im Laden draußen. Er ging hinaus. Ich blieb im Zimmer neben dem Laden stehen; ich sollte warten, er wollte mir noch mehr erzählen. — Kaum war er draußen, da ging eine Schimpferei los; allem Anschein nach war da draußen eine Arbeiterfrau:

„Sie haben meinen Mann verführt mit dem verdammten Wetten, nicht einen Pfennig hat er am Samstag nach Hause gebracht. Sie sind schuld und der Zigarrenhändler, aber ich will gar nichts sagen. Tun Sie mir nur den Gefallen und lassen Sie meinen Mann laufen, machen Sie, was Sie wollen, lassen Sie nur meinen Mann wie er ist und was er ist." — Die Schimpferei lief in eine Bitte aus, die dem Hören nach von Tränen begleitet war.

Der Kohlenhändler sprach wenig dazwischen und schien freundlich mit der Frau zu sein, jedenfalls war er glücklich, als sie wieder draußen war.

Als er wieder hereinkam, da sagte er zu mir:

„Sehen Sie, das hat man nun von dem verdammten Kohlenladen, aber nun ist er mir bis da." Er fuhr mit der Hand unter das Kinn. „Dadurch; nächste Woche bin ich a. D." Nächste Woche war er wirklich a. D., und im Kohlenladen hantierte ein anderer. Vom Kohlenhändler a. D. hörte ich mehrere Jahre gar nichts mehr, und ich dachte auch selten an ihn.

Heute traf ich zufällig seinen Nachfolger, als er auf einem Handwagen Kohlen durch die Feinlebenstraße zog. Als ich diesen Wagen sah, da fiel mir wieder der Kohlenhändler a. D. ein.

„Nun, wie geht's Ihrem Vorgänger?"

Der Mann hielt und sah mich fremd an.

„Nun, ich meine denjenigen, der vorher mit dem Wagen gefahren ist."

„Ach, der ist ja gar nie mit dem Wagen gefahren."

„Nein, allerdings nicht, der Mann machte sich's einfacher, aber wie geht es ihm denn?"

„Na, wissen Sie, ich danke! Erst vor kurzem hat er mir einen so langen Brief geschrieben," dabei hielt der Mann die Hände meterweit auseinander, „ich möchte ihm doch zehn Mark pumpen Fünfe habe ich ihm geschickt, ich hab's auch nicht so."

„Aber der Mann hat doch damals von Ihnen viel Geld bekommen?"

„Dreitausendundachtzig Mark habe ich ihm bar für das Geschäft hingelegt, aber das Wetten, ja, das Wetten, ich habe mir's immer gedacht."

„Wo ist er denn jetzt?" — „In Lübeck in einem Bureau, ich glaube, er schreibt irgend etwas, da bekommt er fünfzig Mark den Monat. Man soll aber gar nichts sagen. seine Bekannten dürfen es nämlich nicht wissen, ich glaube, man sucht ihn."

## Unsere Bilder.

Bei dem gewaltigen Anwachsen Düsseldorfs, besonders in den beiden letzten Jahrzehnten, ist so manches romantische Stück Alt-Düsseldorfs verschwunden. Die Ruinen des alten herzoglichen Schlosses, das Kohlen-, Zoll- und Bergertor, der idyllisch gelegene alte Hafen, sie alle mußten dem anschwellenden Verkehr geopfert werden und nur noch hier und da findet man Überbleibsel, die uns an unsere Altvorderen erinnern. Eins derselben führen wir heute unseren Lesern vor Augen. Es ist ein Stück des Düsselarmes, der aus der Landskrone kommt und durch die Mühlenstraße dem Rhein zufließt. Man gewinnt hier einen interessanten Einblick in den Teil der Stadt hinter der Mühlenstraße, deren Hinterhäuser sich auf unserem Bilde recht wirkungsvoll abheben. Von Interesse dürfte noch sein, daß diese Aufnahme, die uns von Herrn H. Richters freundlichst zur Verfügung gestellt wurde, die einzige ist, die seither gemacht worden ist. — Das zweite Bild rührt aus unserem Photo-Wettbewerb her.

## Allerlei.

[Die Reklame in ihrer psychischen Wirksamkeit.] Fast alle Menschen unterliegen gelegentlich der Wirkung der Reklame. Die Erklärungen, die die Menschen für ihr Handeln im Sinne der Reklame geben, gründen sich gewöhnlich auf Selbsttäuschung. Da heißt es, man habe sich von der großen Korruption des geschäftlichen Lebens mit eigenen Augen überzeugen wollen, oder es hätte einem Spaß gemacht, sich auch einmal ganz wissentlich übervorteilen zu lassen u. a. m. Aus solchen Angaben geht mindestens das deutlich hervor, daß das Wirkungsprinzip der Reklame unbekannt ist und mithin dem Psychologen Gelegenheit zu einer nicht uninteressanten Untersuchung bietet. Denn der Widerspruch, der darin liegt, daß das Publikum die eigennützigen Interessen und die Unglaubwürdigkeit gewisser Anpreisungen sehr wohl durchschaut und trotzdem dem beabsichtigten Einfluß der Reklame unterliegt, läßt sich nur dann heben, wenn man sich von der Beschaffenheit der hier in Betracht kommenden psychischen Prozesse Rechenschaft gibt. In einer psychologischen Skizze, die Bernhard Wities in der Zeitschrift für Philosophie und Philosophische Kritik veröffentlicht hat, wird in diesem Zusammenhang auf die mannigfaltigen Quellen hingewiesen, denen die Motivierung unseres Wollens entstammt. Das Tun und Lassen der Menschen wird durchaus nicht nur durch richtige Urteile und vernünftige Einsichten geleitet und bestimmt. Daß Sinneswahrnehmungen das Handeln unmittelbar, ohne erst einen weitläufigen Denkprozeß auszulösen, beeinflussen können, weiß jeder, und ebenso ist es bekannt, daß wir oft von unsern Sinneswahrnehmungen und unserm Denken im entgegengesetzten Sinn beeinflußt werden. Wenn man einen Stab zur Hälfte ins Wasser steckt, so sagen uns unsere Sinne, daß er gebrochen sei, so sehr wir auch vom Gegenteil überzeugt sind. Ein solcher Widerstreit kann auch in der Willenssphäre stattfinden. Die einzelnen Motive bestehen dann selbständig nebeneinander, und es kommt nur darauf an, daß eins derselben dem andern gegenüber ein höheres Maß von Stärke gewinnt, um aus dem Kampfe als Sieger hervorzugehen. Eine vielfach übersehene Tatsache ist die Eigenschaft unseres Verstandes, nicht nur den Inhalt unserer Sinneswahrnehmungen, sondern auch fertige Gedanken, Ansichten und Urteile von außen her, d. h. von andern denkenden Wesen in sich aufzunehmen und auf sich wirken zu lassen. Diese Fähigkeit läßt sich im Gegensatz zur Selbsttätigkeit des Verstandes, die beim vernünftigen Überlegen in Wirksamkeit tritt, als intellektuelle Reflektion bezeichnen. Sie besitzt gleich der Sinnlichkeit und dem selbsttätigen Denken eine unabhängige gesetzmäßige Art der Betätigung und kann wie jene das das Tun der Menschen auf ihre eigene Weise, selbst im entgegengesetzten Sinn wie das eigene Denken entscheidend bestimmen. Wir brauchen ja nur an die prompte Ausführung in kategorischem Ton vorgebrachten sinnlosen Befehls zu denken, um uns von der Art der Wirksamkeit der intellektuellen Rezeption zu überzeugen. Es erfüllt uns manchesmal mit Staunen und Schrecken, wenn wir gewahren, wie sehr ein fremdes Urteil über irgend einen Gegenstand oder eine Person unser Handeln beeinflußt, obgleich wir von Anfang an dagegen Widerspruch erhoben. Die intellektuelle Rezeption ist es nun, deren Vorhandensein den Einfluß der Reklame auf unsere Entschließungen trotz besserer Einsicht möglich macht. Das gilt wenigstens für die meist verbreitete Art der Reklame, die prahlt und verheißungsvolle Versprechungen macht. Ihr ganzes Bestreben geht darauf aus, möglichst lebhafte und nachhaltige Eindrücke hervorzurufen, was sie durch ständige Wiederholung ihrer Anpreisungen zu erreichen sucht. Kommt sie ans Ziel, so verfehlen diese ihre Wirkung nicht, sie bestimmen ihn im Verhältnis ihrer eigenen Energie und der Kraft der etwaigen sich ihnen widersetzenden Umstände. Daß etwa lebhafte sinnliche Wahrnehmungen die Macht der durch die Reklame hervorgerufenen Vorstellungen in hohem Maße unterstützen können, ist selbstverständlich, da gerade jene dazu geeignet sind, auf das Gedächtnis einen dauernden und festen Eindruck zu machen. Natürlich begegnet die Reklame auch zahlreichen hemmenden Einflüssen. Ihre Wirkungsfähigkeit wird z. B. durch die viele konkurrierende Reklame wesentlich eingeschränkt. Ihr schlimmster Feind ist aber die Nichtbeachtung. Über den, der nicht hinsieht und nicht hinhört, hat die Reklame ihre Macht verloren. Solche Leute befinden sich aber in der Minderzahl, die meisten leihen der Reklame ihr Ohr und Auge, und daraus ist das Gedeihen dieses Mittels des Handelsverkehrs zu erklären. Theoretisches Wissen über seine Wirksamkeit braucht der praktische Kaufmann ebensowenig zu haben wie der Gärtner die Pflanzenphysiologie oder der Lastträger die Mechanik zu beherrschen braucht, um in seinem Beruf Tüchtiges zu leisten.

## Für Briefmarkensammler.

Einen schier unerschöpflichen Zufluß von Neuigkeiten brachten der Sammlerwelt die verflossenen Wochen. Uruguay erhielt einen neuen Wert „5 Centavos dunkelblau" mit einem Bild schmucke, der auf die Viehzucht

des Landes hinweist. Dieses Postwertzeichen ist eine vergrößerte Ausgabe der entsprechenden Marke von 1904/05 in den Verhältnissen von 20 mal 28 Millimeter ohne Zähnung. — Auch Salvador brachte schöne, gut ausgeführte Freimarken heraus mit dem Bilde seines Präsidenten „Pedro, José Escalon". — Zum Schlusse sei noch die neue Emission von Barbados erwähnt. Schon vor einiger Zeit überraschte dieses Land die philatelistische Welt mit den „Nelson-Marken". Jetzt erschien daselbst eine „1 Penny-Marke" in schwarzer Farbe mit grünen Blattornamenten in den Ecken, welche das Schiff „The Olive Blossom" unter vollen Segeln zeigt und die Jahreszahlen 1605—1905 trägt. Die Marke ist in großem Querrechteck-Formate gehalten und mißt 15 mal 30 Millimeter ohne Zähnung. — (Mitgeteilt vom Verlage von Schaubeks-Permanent-Briefmarken-Album, C. F. Lücke, G. m. b. H., Leipzig, Perthestraße 2.)

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Schippang, Düsseldorf.
Druck der Düsseldorfer Verlags-Anstalt Akt.-Ges., Neueste Nachrichten.